Rede zur Tagung „Wie deutsch ist Jiddisch?“ des Tikvah-Institutes im Oktober 2021

von Dr. Michael Blume,

Beauftragter der Landesregierung Baden-Württemberg gegen Antisemitismus

Jiddisch in Süddeutschland – Geschichte und Zukunft

Sonntag, 24. Oktober 2021

Konrad-Adenauer-Stiftung, Tiergartenstraße 35, Berlin

Lieber Volker (Beck), lieber Ulf (Plessentin),

lieber Herr Borchardt,

liebes Ehepaar Grözinger,

liebe Deidre (Berger),

meine sehr geehrten Damen und Herren,

liebe Freundinnen und Freunde,

warum bin ich nach einem Schabbaton mit jüdischen Studierenden in Karlsruhe aus dem Ländle zu Ihnen gereist, um vor Ihnen zu sprechen?

Eine einfache Erklärung wäre, weil mich Volker Beck auf seine unnachahmliche Weise eingeladen hat. Eine zweite Erklärung wäre, weil uns in Baden-Württemberg das Thema so wichtig ist, dass wir uns auch finanziell an dieser Tagung beteiligen. Als Nummer drei könnte gelten, dass ich als Arbeiterkind ein Stipendium der Konrad-Adenauer-Stiftung erhalten habe und ihr für diese Unterstützung bis heute dankbar und verbunden bin.

Doch lassen Sie mich einen vierten Grund benennen, der mir für unser Thema besonders wichtig scheint: Die Sprache in echter Präsenz, die Rede ist für uns Menschen nicht ersetzbar. Selbstverständlich hätte ich den Studierenden in Karlsruhe und Ihnen hier heute in Berlin auch einen Text senden können. Ich gehöre sogar noch zu denjenigen, die trotz allem weiterhin Bücher selbst schreiben – das nächste über die Zukunft des Christentums in Medienwandel und Klimakrise erscheint nächste Woche.

Aber gerade auch als Autor und Religionswissenschaftler muss ich einräumen, dass Sprache und Rede als sogenannte primäre Medien unersetzbar sind. Die

wenigsten Studierenden und die wenigsten von Ihnen hätten einem Text die gleiche Aufmerksamkeit geschenkt wie einer realen Präsenz.

Und so gibt es einige Religionen wie zum Beispiel das Ezidentum, die bislang ohne Heilige Schriften auskommen. Aber auch das Judentum als erste Religion des Alphabetes und alle nachfolgenden, abrahamitischen Religionen und Weltanschauungen verlangen, dass das geschriebene Wort durch Rabbiner, Pfarrerinnen, Imame und Festrednerinnen ins gesprochene Wort rückübersetzt werden. Keine zum Beispiel christlich-katholische Gemeinde begnügt sich mit dem Lesen von Texten oder dem Streamen von päpstlichen Predigten aus Rom. Gläubige verlangen, dass eine Person körperlich vor Ort ist, Rituale vollzieht und spricht. Wissenschaftliche Thesen müssen auch vorgetragen und debattiert werden, Gesetze werden im Parlament in mehreren Lesungen beraten und Urteile werden „im Namen des Volkes“ gesprochen und also verkündet.

Den Mittelpunkt jedes Synagogen-Gottesdienstes bildet die Thora mit 304.805 von Hand geschriebenen Alphabet-Buchstaben. Der Noahsohn „Sem“ – hebräisch Schem, „Name“ – ist laut der mündlichen Thora des Judentums gerade kein Begründer einer „Rasse“ oder einer „Sprachgruppe“, sondern der erste Gründer und Leiter einer Schule in Alphabetschrift. Beachten Sie bitte die Weisheit, mit der die fortlaufende Auslegung der biblischen Schrift in Mischna, Talmud und bis heute als „mündliche Thora“ den schriftlichen Text ergänzt. In Schulen packe ich diese Information gerne auf das Sprachbild zusammen, dass Schem eine Art Super-Dumbledore gewesen sei; aber eben nicht erst in Hogwarts, sondern schon viel früher am Zion. Und alle Menschen, die wollten, durften bei ihm lernen!

Aber auch hier wieder: Der Alphabetschrift steht ein Lehrer gegenüber, den die Tradition nicht als Priester, sondern als Rabbiner deuten würde. Die Schrift muss verkörpert, gelebt, gesprochen werden. Verkörperte Sprache ist für uns Menschen unersetzbar!

Das Judentum wurde die erste Religion des Alphabetes und der Bildung. Ja, der Begriff der „Bildung“ selbst entstammt direkt dem ersten Buch der Thora, wonach der Mensch, jeder Mensch, „im Bilde Gottes“ geschaffen sei.

So konnte ein 12jähriger Sohn eines Bauhandwerkers vor über 2000 Jahren in Israel bereits so gut Lesen und Schreiben, dass er tagelang mit den Schriftgelehrten im Tempel von Jerusalem – reden konnte. Nach dem zur gleichen Zeit regierenden Kaiser Augustus benennen wir heute noch einen Sommermonat. Doch nach diesem politisch eigentlich machtlosen, aber multimedial begabten Jehoschua – griechisch Jesus – ordnen wir aber auch für diese Tagung die Weltzeit.

Der Begriff der Bildung kam über Maimonides – der in arabischen Alphabet-Buchstaben schrieb – und den auf damaligen Deutsch predigenden, „Rabbi Moyses“ ehrenden Mystiker Meister Eckhart in unsere Sprache. Ich behaupte sogar, dass „Bildung“ das wichtigste Wort ist, dass Judendeutsch und das heutige Deutsch miteinander verbinden.

Für Bildung reicht das Lesen von Texten nicht aus, braucht es immer auch einen Rabbiner, eine Kantorin, einen Lehrer, eine Pastorin. Auch Wissenschaft und Politik produzieren immer auch gesprochene Worte und Volker Beck kritisiert mit guten Gründen die bisherige Recht-Sprechung.

Erst letzte Woche hatte ich eine gemeinsame Veranstaltung mit unserem württembergischen

Landesrabbiner a.D. Joel Berger, der seine ungarisch-jiddischen Wurzeln selbstbewusst pflegt. Er bestätigte, dass ihn auch viele süddeutsche Nichtjuden auch heute noch als „unser Rabbiner“ ansprechen, weil er über Jahre hinweg kurze Ansprachen ins SWR-Radio eingesprochen hat. Einige von Ihnen werden sich vielleicht an einen vergleichbaren Effekt beim Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki erinnern. Der Klang von Stimmen, Sprachen, Dialekten hat eine unglaubliche emotionale Wirkung.

Und wir merken: Sprache ist in der Lage Menschen zu verbinden und zu trennen. Mein Bundesland macht sich selbst darüber lustig, gerade „kein“ Hochdeutsch wie die hiesigen Preußen zu sprechen. Wir gelten hier in Berlin als niedlich, verklemmt, als esoterische Autobauer und als ein bissle reich. Bei uns gilt die Berliner Politik schnell als arrogant, zentralistisch und chaotisch. „Wir“ leben im erweiterten Alpenraum, doch „Ihr“ nennt Euch „hochdeutsch“!

Entsprechend dieser selten ausgesprochenen, aber leicht fühlbaren Differenzen habe ich Ihnen mein Bundesland anfangs als „Ländle“ vorgestellt. Dagegen hätten nun einige meiner badischen Freundinnen und Freunde – ob jüdisch oder nichtjüdisch – berechtigte Einwände erhoben. Denn die Verkleinerungsform „-le“ gibt es heute nur noch im Schwäbischen, im Österreichischen – und im Jiddischen.

Das Ländle steht neben dem Jiddischen Bubelle, der Mammele und dem Schtetele. Wir nennen uns nicht Ländchen, Bübchen und Städtchen. Wir haben Häusle und das Österreichische hat aus dem jüdischen Beth – Haus - sogar das „Beisl“, die kleine Gaststätte, gemacht. Und mit „wir“ bezeichnete ich gerade Süddeutsche und Jiddisch-Sprechende.

Wie nah wir einander sprachlich verwandt sind, konnten

meine Frau und ich vor anderthalb Jahrzehnten auf einer jüdischen Hochzeit in Cleveland, USA, erfahren. Verständliche Vorbehalte einiger Älterer gegen einen Deutschen und eine Deutsch-Türkin fielen in sich zusammen, als meine Frau mich aufforderte, meinen „Kittel“ nicht zu vergessen. Es ist eines der vielen Worte, dass das Schwäbische und Jiddische verbindet. Wir beendeten den Abend mit Lachen und Weinen am Tisch der Älteren, die mit uns jiddische, schwäbische und englische Sätze austauschten.

Sprachen trennen und Sprachen verbinden. Heute gilt als sprachwissenschaftlich gesichert, dass das sogenannte Urjiddisch im erweiterten Alpenraum entstanden ist. Und aus diesen süddeutschen Gebieten wurden Jüdinnen und Juden dann als Folge der Pestpogrome ab dem 14. Jahrhundert vor allem nach Osteuropa vertrieben.

Doch noch heute behauptet die Bundesrepublik Deutschland, Jiddisch wäre keine deutsche Sprache und das aschkenasische Judentum wäre kein Teil des deutschen Volkes. Deswegen werden jüdische Zugewanderte aus der früheren Sowjetunion im Staatsbürgerschaft- und Rentenrecht schlechter gestellt als Spätaussiedler aus den gleichen Regionen, die als „deutsch“ anerkannt werden. Der alte Antisemitismus hat sich sprachwissenschaftlich verkleidet – bis heute.

Sogar die Sprache der in Süddeutschland verbliebenen Jüdinnen und Juden wird heute als „westjiddisch“ bezeichnet. Dabei wurde gerade diese Sprachtradition bis ins 20. Jahrhundert selbstverständlich als „Judendeutsch“ bezeichnet. Und bis heute nennt man im Jiddischen eine Übersetzung „vertaitschen“ – verdeutschen.

Bis heute wird fälschlich behauptet, der Begriff „antisemitisch“ sei vom nichtjüdischen Judenhasser Wilhelm Marr 1879 geprägt worden. Das ist historisch

unwahr. Denn schon 19 Jahre vorher finden wir die Warnung vor „antisemitischen Vorurteilen“ beim deutsch-jüdischen Sprachwissenschaftler Chajm Heymann Steinthal in der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“. Denn schon Friedrich Schlegel hatte behauptet, dass das Hebräische und Arabische als „mechanische“ Sprachen den europäischen Sprachen unterlegen seien. Darauf aufbauend wertete Ernest Renan „die Semiten“ als Sprachgruppe ab – mit unbewussten, ausgrenzenden Wirkungen bis heute.

Der europäische und insbesondere deutsche Antisemitismus war zunächst sprachwissenschaftlich geprägt

Lassen Sie es mich in aller Deutlichkeit sagen: Der Judenhass in Deutschland war schon sprachwissenschaftlich geprägt, „bevor“ er rassistisch ausgelegt wurde. Und noch bevor die Nationalsozialisten die sogenannten „Nürnberger Rassegesetze“ erließen, verbannten sie alle deutsch-jüdischen Namen aus der Buchstabiertafel: Aus J wie Jakob wurde J wie Julius, aus S wie Samuel wurde S wie Siegfried und aus N wie Nathan wurde N wie Nordpol. „Nordpol“ ist dabei nicht einmal ein Name, sondern der Ort, von dem aus in der NS-Ideologie die weißhäutigen, überlegenen „Arier“ über die Welt gekommen wären.

Und die meisten dieser antijüdischen NS-Eingriffe blieben durch mehrere Reformen hinweg bestehen und wurden erst jetzt, im Jahr 2021, von uns endlich aufgearbeitet und zurückgenommen. Die Widerstände, bösen Mails und Briefe dagegen können Sie sich kaum vorstellen. Ein süddeutscher Professor der Germanistik ließ uns sogar über die Stuttgarter Zeitung nicht weniger als „Prügel“ ankündigen. Meine Erfahrung ist: Kaum irgendwo werden Sie so viel unaufgearbeiteten Antisemitismus. Rassismus

und auch Frauenfeindlichkeit vorfinden wie unter selbsternannten, deutschen Sprachwächtern.

Es ist inzwischen zu Recht unfein geworden, wie im Süddeutschland des 15. Jahrhunderts zu behaupten, Juden und Frauen würden sich zum sogenannten „Hexensabbat“ verbünden, um die Geburt nichtjüdischer Kinder zu unterdrücken und aus diesen sogenannte „Hexensalbe“ herzustellen. Wenn Sie aber formulieren, Sie verteidigten doch „nur deutsches Kulturgut“ gegen „Genderismus“, der „kulturmarxistische“ Feminismus drücke die Geburtenraten und in unterirdischen Verließen würden Juden und Frauen aus gefolterten Kindern „Adrenochrom“ herstellen, dann gehören Sie schnell zur Speerspitze von QAnon und auch den deutschen Querdenkern. Und auch diese Verschwörungssekte entstand nicht zufällig gegen die Covid19-Maßnahmen, wo die Angriffe auch damals zur Pest begannen, im erweiterten Alpenraum, 2020 konkret in Stuttgart.

Die geltende Rechtslage und auch große Teile der Wissenschaften und Vorstellungswelten in Deutschland haben sich zwar vom Rassismus, aber noch immer nicht von der sprachlichen Ausgrenzung des Jüdischen distanziert.

Sie alle hier kennen den Einwand vorgeblich Gebildeter: Jaja, man wisse schon, dass Juden und Araber keine gemeinsame „Rasse“ bildeten, ja dass es gar keine Menschenrassen gebe. Aber eine nichteuropäische Sprachgruppe bildeten diese „Semiten“ doch schon. Man sage zwar jetzt in der Sprachwissenschaft nicht mehr „Arier“ und auch nicht mehr „Indogermane“, sondern „Indoeuropäer“. Aber irgendwie „anders“ blieben diese „Semiten“ doch schon.

Schon bei meiner Antrittsvorlesung an der Hochschule für jüdische Studien Heidelberg habe ich dagegen darauf

verwiesen, dass wir Begriffe besser verstehen können, wenn wir den Betroffenen einfach mal zuhören. Entsprechend war es mir eine Ehre, dem neuen Buch „Fragt uns doch!“ von Marina Weisband und Eliyah Havemann ein Vorwort beigeben zu dürfen.

Denn wenn wir wissen wollen, was „Semiten“ und „Aschkenasen“ wirklich sind, dann können doch wir als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, als Politikerinnen und Politiker, als Juristinnen und Juristen doch auch einfach einmal etwas ganz Ungewohntes tun: Wir könnten die jüdische Traditionen selbst befragen!

Und dann entdecken wir, dass Schem der erste Alphabet-Schulgründer war. Und dass der Ulmer Albert Einstein zu den über 20 Prozent aller Nobelpreisträger gehört, die einen jüdischen Hintergrund haben, hat also genau gar nichts mit „Rassen“ oder Sprachen, sondern alles mit einer Tradition der Bildung zu tun.

Starren wir nicht auf seine Gene oder Hautfarbe, sondern auf die deutschen, jiddischen und hebräischen Sprachen und Rituale, die ihn seine Familie und Gemeinde lehrte, auf die verschiedenen Bücher, die er lesen durfte und auf die Studenten, die seine Eltern nach alter Sitte bei sich aufnahmen. Dann verstehen wir, warum der süddeutsche Albert als Schweizer Patentbeamter die physikalischen Relativitätstheorien entdecken konnte. Dann verstehen wir aber auch, warum sogenannte „Relativitätskritiker“ bis heute die gesamte Wissenschaft für eine jüdische Verschwörung halten und allen Ernstes eine sogenannte „deutsche Physik“ fordern.

Das kaiserliche Dokument aus dem Jahre 321, das erstmals jüdisches Leben nördlich der Alpen belegt und das Abraham Lehrer und andere dankenswerterweise aus dem Vatikan nach Deutschland geholt haben, ist in griechischer Alphabetschrift gehalten.

Auch diese Schrift rühmten die jüdischen Weisen und verbanden sie schon im Talmud mit dem Bruder des Schem, mit Japheth. Über die Gemeinsamkeiten wie auch Unterschiede der semitischen und japhetitischen Alphabete ließe sich ein ganzes Buch schreiben. Ich habe es bereits erwähnt, es erscheint tatsächlich nächste Woche, also keine Sorge.

Für uns heute reicht der Hinweis, dass das Deutsche schon lange, bevor es sich selbst so nannte, nach einem Enkel des Japheth benannt wurde, nach Aschkenas. Und diesem Aschkenas wurde in der jüdischen Tradition kein eigenes Alphabet zugeschrieben, sondern eine Sprache, „die Loschen Aschkenas“, die „Sprache Deutschlands“. Dies entspricht sehr genau der Herleitung des Deutschen aus dem lateinischen Begriff „teodisc“ für „Volkssprache“. Das Deutsche und das Judendeutsche bildeten eine mythologische Identität, eine gemeinsame Tradition und Zugehörigkeit, die von Antisemiten zunehmend bestritten wurde und leider auch heute noch bestritten wird.

Und warum bekam Aschkenas keine eigene Schrift, wurde auch Judendeutsch, „teitsch“, lange mit hebräischen Alphabetzeichen geschrieben?

Die alpine These

Auch hierzu liegt die Antwort in unserem Erinnerungsjahr „1700 Jahre jüdisches Leben nördlich der Alpen“. Im gebirgig gegliederten Alpenraum hielt sich die Wertschätzung von Sprachen und Dialekten auch gegen die Schriften so lang wie in keiner anderen Großregion Europas. Hier entstanden die stärksten freiheitlichen und demokratischen Bewegungen mit „Stimmen“ aller Bürger – zunächst aber nicht aller Bürgerinnen – in direkten Wahlen sowie mit Volks-Ab-Stimmungen, mit mythischen Helden wie Wilhelm Tell und Sprachen von Schwyzerdütsch bis Judendeutsch. Alleine schon in Basel

entstanden die ersten Zünfte, einige der frühesten, jiddischen Buchdrucke und schließlich auch der erste Zionistische Weltkongress, der zur Wiedergründung des Staates Israel führte.

Aber im Alpenraum entstanden auch die stärksten, verschwörungsgläubigen und antisemitischen Bewegungen etwa um den Baseler Philologieprofessor Friedrich Nietzsche, die Alldeutsche Partei von Georg von Schönerer mit „Heil!“-Rufen und Kornblumen-Symbolen und schließlich die NSDAP mit frühen Wurzeln in Wien, München und Nürnberg.

Dass die mörderischen Antisemiten Adolf Hitler und Adolf Eichmann zur gleichen Zeit die gleiche Realschule in Linz besuchten wie der berühmte jüdische Sprachphilosoph Ludwig Wittgenstein, dürfen wir nicht als belanglos abtun. Höhenflug und Abgrund liegen im Alpenraum dicht beieinander.

Theodor Adorno hatte Recht, als er nicht zufällig in Wien die Anziehungskraft des Faschismus aus der Spannung zwischen politischem Zentrum und misstrauischer, sich gedemütigt wähnender Peripherie ableitete. Das trifft im Übrigen auch auf den italienischen Faschismus zu, der sich im italienischen Alpenraum konstituierte.

Und Isaiah Berlin hatte Recht, als er den besonders mörderischen Irrweg der deutschen Romantik und Esoterik aus dem ressentimentgeladenen Bürgertum der langen Kleinstaaterei herleitete, das dann moderne Republiken als unnatürlich, ja verschwörerisch verachtete.

„Freiheit und Antisemitismus“ heißt das Papier, das ich Wochen „vor“ dem versuchten Sturm von Verschwörungsgläubigen auf den Berliner Reichstag hier bei der Konrad-Adenauer-Stiftung eingereicht hatte und das dann auch veröffentlicht wurde. Darin sprach ich die

süddeutsch-alpinen Wurzeln der Querdenken-Bewegung an und prognostizierte, dass sie sich gegen die Berliner Republik wenden würden. Ich wies darauf hin, dass es kein Zufall wäre, dass sich Querdenken entlang von Telefon-Vorwahlnummern organisieren, also das sprachliche Medium gegen die Schriftkultur von Wissenschaft und Demokratie ausspielen.

Bitte beachten Sie, wie gekonnt Verschwörungsunternehmer und gerade auch Antisemiten sprachliche Medien wie Radio-Sprachnachrichten und Filme eingesetzt haben und weiterhin einsetzen, um Gefolgschaft an sich zu binden und zu manipulieren. Umso mehr wir die emotionale Macht der Sprachen unterschätzen – umso mehr werden Populisten und Antisemitinnen sie nutzen.

Auch in den USA haben wir den Angriff aufgehetzter Verschwörungsgläubiger auf das Kapitol, das US-Parlament gesehen, die selbst demokratische Wahlen nicht mehr akzeptieren. Und da auf die Covid19-Pandemie die eskalierende Klimakrise folgt, kann ich Ihnen die Prognose nicht ersparen, dass wir weitere Jahre des digital radikalisierten Antisemitismus vor uns haben. Es wird weiteren Hass geben, weitere Verschwörungsmythen und sogar weitere Gewalt.

Es ist also nicht nur die Frage, ob wir anerkennen, dass Jiddisch in aschkenasisch-orthodoxen, kinderreichen Traditionen des Judentums wieder demografisch wächst. Es ist die Frage, ob wir den Mut und die Kraft haben, Jiddisch und das aschkenasische Judentum als Teil unserer deutsch-europäischen Kultur anzuerkennen. Wir brauchen mutige Entscheidungen des Bundestages, des Europaparlamentes und der Landtage, die Sprachen wieder als die Macht erkennen, die sie gerade auch in digitalen Zeiten sind und bleiben!

Auf die heutige Tagung sprach ich Sendungsmacher von ZweiaufEins mit Daniel Finger und Sven Oswald auf Radio Berlin-Brandenburg an. Denn seit vielen Jahren gebe ich der Sendung als Religionswissenschaftler honorafrei launige, kurze Interviews. Warum? Uns ist völlig klar, dass gesprochene Worte Menschen anders und tiefer erreichen, als es geschriebene Worte, Texte, jemals könnten. Und so können wir beispielsweise gemeinsam erklären, wie der gutmütige Wunsch „Hals- und Beinbruch“ aus dem Jiddischen Haslokhe, Haslacha = Erfolg und Brokhe, Baruch = Segen entstehen konnten. Auch der „Gute Rutsch!“ entstand aus dem Jiddischen „Gude Rosch“, nämlich Rosch Ha Schana. Ich habe bereits erwähnt, dass wir weder unser Verständnis von Medien noch von Zeit ohne unsere semitischen und japhetitischen Wurzeln erklären können.

Wenn Wissenschaft einen öffentlichen Auftrag hat, dann „muss“ sie aktiv ins Radio und Fernsehen und braucht Menschen wie zum Beispiel Harald Lesch und Mai Thi Nguyen Kim, die sich für engagierte Sprache und Bilder nicht zu schade sind. Das gleiche gilt für den brillanten, digitalen Anwalt Chan Jo-Jun für die Justiz. Ich wage sogar als Schwabe die These, dass demokratische Politik verliert, wenn sie keine Freude macht und vor allem die Macht der digitalen Rhetorik nicht für sich entdeckt! Mein Team und ich podcasten aus dem Staatsministerium nicht, weil uns langweilig wäre, sondern weil wir damit auch Menschen erreichen, die nicht direkt zu einer Veranstaltung gegen Antisemitismus kommen würden.

Und wenn wir wollen, dass die Ausgrenzung des Jüdischen und Judendeutschen überwunden wird, dann brauchen wir in all unseren Medien mehr jüdische und auch jiddische Stimmen. Immerhin kann ich Ihnen sagen, dass jiddische Songs und Videos im Internet längst stark nachgefragt werden und viele vor allem junger Menschen

fasziniert die Verbindungen erkunden, die unsere Recht-Sprechung, Wahr-Nehmung und Gesetz-Gebung leider bisher noch leugnet.

Dass ich dennoch vorsichtig optimistisch bin, liegt an Dir, lieber Volker, am Tikvah-Institut und an Ihnen allen. Denn wenn die Macht der Medien auch noch immer unterschätzt wird, so hätte ich mir doch kaum träumen lassen, dass die Anerkennung des Jiddischen und die auch rechtliche Gleichberechtigung von Aschkenasim und Deutschen hier in Berlin diskutiert werden würde.

Wir sind hier örtlich nicht irgendwo, sondern an der Tiergartenstraße, an der Sie die Landesvertretung von Baden-Württemberg finden – und dahinter die Erinnerungsstätte an die eugenischen NS-Mordkampagne „T4“, die im süddeutschen Grafeneck mit der ersten Gaskammer in Deutschland begonnen wurde.

Sie geben mir die Hoffnung, dass wir dem Schrecklichsten der Geschichte das Beste der gemeinsamen Zukunft entgegensetzen und den Antisemitismus nicht nur im rassistischen, sondern auch im sprachlichen Gewand endlich überwinden können. Bitte lassen Sie uns gemeinsam aktiv bleiben, damit uns nicht wieder „der Kittel brennt“, wie man im Schwäbischen und Jiddischen sagt, wenn es fast zu spät ist.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

Quellen:

Oz, Amos & Oz-Salzberger, Fania (2013): Juden und Worte. Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag

Blume, Michael (2019): Warum der Antisemitismus uns alle bedroht. Wie neue Medien alte Verschwörungsmythen befeuern. Patmos

Blume, Michael (2021): Rückzug oder Kreuzzug? Die Krise des Christentums und die Gefahr des Fundamentalismus. Patmos

Sacks, Jonathan (2015): Not in God’s Name. Confronting Religious Violence. Hodder & Stoughton